

„Sehr anders geartet, ganz ein Biedermann“?

Über Viktor Mann und sein Buch „Wir waren fünf“

Von Manfred Bosch

Meine Damen und Herren,

es geht heute Abend um die Geschichte eines Buches. Sein Titel: „Wir waren fünf“. Vier der im Titel Genannten kennen Sie: Heinrich, Thomas, Julia und Carla Mann. Den fünften kennen Sie vermutlich nicht: es ist Viktor Mann, der Autor des genannten Buches. Warum Sie ihn nicht kennen, ist der Gegensand meines Vortrags. Doch der Reihe nach.

Unsere Geschichte beginnt im Sommer 1947 in Konstanz, genauer: am Kreuzlinger Zoll. Wenige Tage zuvor war Thomas Mann auf seinem ersten Europabesuch nach dem Kriege in Zürich gelandet; von hier aus wollte er in Kreuzlingen seinen Bruder treffen. 12 Jahre hatten sie sich nicht mehr gesehen, denn Viktor Mann hatte das Exilschicksal der übrigen Familie nicht geteilt, sondern war in Deutschland geblieben. Mit einem Laissez-Passer versehen war er nun in Richtung Grenzübergang Kreuzlingen unterwegs, der noch längst nicht offen war. Dort, beim Gasthaus „Traube“, gleich hinter dem Schlagbaum, fieberte er dem Eintreffen des Wagens aus Zürich entgegen. Als er eintraf, saßen Katia und Thomas im Fond, die Schwiegertochter Gret saß am Steuer. Begrüßung, Umarmung, langes Erzählen, Austausch von Geschenken, anschließend eine Tagesfahrt nach Zürich.

Bevor Viktor Mann an seinen Wohnort München zurückkehren konnte – die Verkehrsverhältnisse waren noch recht desolat – stattete er einen Besuch in der Konstanzer Bahnhofstraße 8 ab. Hier wohnte Johannes Weyl, Verleger des neu gegründeten „Südkurier“ und des angeschlossenen „Südverlags“. Mit seinen weit reichenden Verbindungen hatte er das Laissez-passer für Viktor Mann besorgt, der sich nun bei reichlich Zigaretten und schwarzem Kaffee mit einem ausführlichen Bericht über das Treffen mit Thomas Mann bedankte. Mit dabei: Ludwig Emanuel Reindl, den Weyl als Kulturredakteur an den „Südkurier“ verpflichtet hatte. Es wurde eine lange Nacht, in der Viktor Mann weit ausholte und tief in die weit verzweigte Familiengeschichte geriet. Mann muss das so überzeugend getan haben, dass die beiden schließlich meinten: „Herr Mann, Sie müssen das aufschreiben, Sie müssen Ihr Leben erzählen!“

Zum Jagen tragen musste man Viktor Mann nicht. Wieder in München, galt eines seiner ersten Schreiben den „lieben und verehrten Protektoren, Gastgebern und künftigen Verlegern“. „Ihr nachdrückliches Verlangen nach Eröffnung einer Memoirenschreiberei“, war da zu lesen, „trägt mir viel Grübeln und Überlegen ein und zwar im positiven Sinn“. Zwar habe er „so viele hauptberufliche Arbeit vorgefunden“, dass er für seinen „ungeborenen Literatenruhm“ vorerst noch schwarzsehe. Doch es bleibe bei seinem

Versprechen, zunächst einfach Bruchstücke zu schreiben, wie sie ihm in die Feder kämen, um sie dann zur Begutachtung einzusenden.

Zur Erfüllung seines Auftrags war Mann wohl schon in Konstanz entschlossen gewesen, und die neue Herausforderung muss ihn regelrecht befeuert haben. Bereits Mitte Juli konnte er Weyl über Erwarten schnell „die primeurs meiner von Ihnen und Herrn Reindl herausgeforderten Plauderkunst“ schicken. Er wollte sie als Proben verstanden wissen, an denen die beiden das eingegangene Wagnis ermessen konnten. Das Echo aus Konstanz fiel höchst positiv aus, und bereits nach Lieferung der ersten Kapitel regte Mann Vorabdrucke in Zeitschriften an. Ihm lag daran, neben der „günstigen Beurteilung durch die Auguren“ auch die Publikumswirkung zu beobachten. Nach seinen Bemühungen im Trockenkurs drängte es ihn sogleich ins Wasser, um an seine Schwimmkunst wirklich glauben zu können.

Während der anderthalb Jahre bis zur Fertigstellung des Manuskripts entwickelte sich zwischen München und Konstanz eine umfangreiche und sehr bald auch freundschaftliche Korrespondenz, die einen eigenen Ordner füllt. Mit ihren zahlreichen Exkursen zur eigenen Biografie wie zur Familiengeschichte liest sie sich wie ein Paralleltext zum Buch. „Sie kamen pünktlich“, schrieb Reindl über die nicht abreißenden Briefe, „Woche um Woche, sie waren eine Art Kommentar zum Entstehen seines Buches, voll jener Heiterkeit eines Menschen, der sich bei gutem Werke weiß“. In ihnen breitete Mann auch die Fülle der Themen und Aspekte aus, auf die er sich einzulassen gedachte – begonnen bei der brasilianischen Heimat der Mutter samt Übersiedlung nach Lübeck, den Schweizer Wurzeln der väterlichen Linie über die beiden Schwestern und die Brüder bis hin zu Manns eigener Biografie. Unter dem Eindruck der zu bewältigenden Stofffülle schmolzen Manns Bedenken bald dahin, ob der Strom der Erinnerungen stark genug wäre, um den Umfangsvorstellungen der Verleger gerecht zu werden. „Ja, es hat etwas Boden- oder Endloses“, gestand er sich ein, „wenn ich an die Kapitel denke, die ich noch für nötig halte“.

Die Ergiebigkeit seiner Erinnerungen war also längst nicht mehr das Problem. Eher sorgte sich Mann um die rechte Perspektive, die er als Autor einnehmen sollte, sowie um die Proportionen, die er den Personen und Ereignissen zubilligen sollte. Sollte er auch von sich selber erzählen, wo das Interesse der Leserschaft doch hauptsächlich den berühmten Brüdern gelten würde? Bald wichen seine Bedenken der richtigen Einsicht, dass er sich selbst keineswegs verleugnen dürfe: „Andererseits habe ich manchmal das Bedürfnis, auch meine eigenen Wege ein bisschen zu beleuchten (...) und nicht immer in ausschließlicher Blickrichtung auf die Großen dazustehen.“ Je länger er es bedachte, desto klarer wurde ihm, dass es auf ein Bildnis *seines* Lebens hinauslaufen müsse.

Die Frage nach der richtigen Perspektive und den Proportionen hing aufs Engste mit der Titelfrage zusammen, die sich noch bis ins Jahr des Erscheinens hinzog. Ein expliziter Bezug auf die beiden Brüder kam längst nicht mehr infrage – auch wenn sie immer wieder wie die Rosinen im Kuchen zum Vorschein kamen. Es ging um Viktor Manns *eigenes* Leben – und dieses nahm sich von dem der Brüder so verschieden aus, dass er glaubte, als deren „Eckermann“ sofort den „Vorwurf der Unzulänglichkeit“ auf sich zu ziehen. Als dann im Erscheinungsjahr 1949 aus Konstanz die Mitteilung eintraf, man sei im Verlag gegen alle Bedenken zum zunächst favorisierten „Wir waren fünf. Bildnis einer Familie“ zurückgekehrt, fühlte sich Mann wie erlöst. Ob das nun „erstklassig, hochgeistig und eminent ist, oder nicht“ – es treffe den Inhalt „immerhin besser als alle

anderen bisherigen Titelkandidaten“. Zu diesem Zeitpunkt saß Mann am Abschluss seines letzten Kapitels. Mit dessen 35 Seiten, schrieb er an Johannes Weyl, belaufe sich der Gesamtumfang auf ziemlich genau 600 Manuskriptseiten, was 500 Buchseiten entsprechen dürfte. „Ganz nett für einen Anfänger“, meinte er zufrieden, „wenn man die Masse für Qualität nimmt“.

Zieht man die Bedingungen in Betracht, unter denen dieser Umfang zustande gekommen war, so ist er umso erstaunlicher, als sich Mann bei voller Berufstätigkeit die Tage oder Stunden der besten Inspiration keinesfalls aussuchen konnte. Und als er zur Jahreswende 1948 auch noch zum Abteilungsdirektor befördert wurde, sah er sich zeitweise sogar genötigt, „die Bank wegen vorgeblicher Unpässlichkeit“ zu schwänzen, weil es ihn zu stark zum Schreiben drängte.

Mann hatte sich schon früh um ein baldiges Erscheinen seines Buches besorgt gezeigt. Angesichts erheblicher Herstellungsverzögerungen, wie sie bei der Mangelwirtschaft der Nachkriegszeit unvermeidlich waren, attestierte er sich selbst eine wachsende Ungeduld. Umso erleichterter reagierte er, als im Verlag endlich mit dem Satz begonnen wurde. Doch auf die Druckbogen wartete er bis in den April 1949 hinein vergebens. „Wann werden meine Augen die ersten Druckbogen sehen?“, drängte er. „Kurz ist der Sommer! (...) Auf jeden Fall aber hüllen Sie sich nicht länger in unheimliche Stummheit. Wir Landwirte sagen: ‚Ma red ja a mit am Ochsen‘. Bitte handeln Sie nach dieser Blut- und Bodenweisheit“.

Zu dieser Berufswelt hat sich Viktor Mann immer bekannt. Als ihn Johannes Weyl für sein Empfinden einmal gar zu einseitig der literarischen Gilde zuschlagen wollte, bestand Mann darauf, dass trotz seiner persönlichen Bindungen an Literatur und Kunst „zwischen Mitte und Rand meiner Existenz“ zu unterscheiden sei. Weyl kenne ihn nun einmal ausschließlich von der literarischen Seite her; doch wolle er weder vor sich selbst noch vor seinen Bekannten als Hochstapler dastehen. Noch deutlicher insistierte Mann auf seinem Beruf als Landwirt, als es um den Text für einen Waschkettel ging: „Jetzt nennen Sie mich auch noch dazu einen ‚ursprünglichen Landwirt‘! Herr!! Sie stossen mir ein rostiges Messer ins Gedärm und drehen es langsam darin um. Und das mehrmals. Ich *bin* Landwirt. Im Bankfach bin ich nur als Agrarexperte und habe es so zum Leiter einer Abteilung für Agrarcredit gebracht, weil ich mich immer frisch in der Praxis gehalten habe. Ich habe z. B. neben meiner Banktätigkeit bis zu 8 grosse Güter gleichzeitig dirigiert. Und wenn ich irgend einen Baron X als Privatclinten seinem Finanzamt gegenüber wegen Wertherabsetzung seiner Allgäuer Almen vertrete, so kommen meine als Pollinger Hüterbub erworbenen Kenntnisse zum Tragen und nicht das Bankfach“.

Bei dieser Klassifizierung spielte wohl etwas Camouflage mit, zumal Mann zu spüren glaubte, dass ihn der Bankdirektor seinen Lesern wie auch gegenüber seinen schreibenden Kollegen unsympathisch mache. Also griff er kurzentschlossen selbst zur Maschine, um sich wie folgt vorzustellen:

„Viktor Mann, der jüngste der drei Brüder, in Bayern herangewachsen, von der Pike auf gelernter Landwirt, Agrarexperte und als solcher im Bankfach tätig, blieb auch in den Jahren, als seine Brüder ‚Staatsfeinde‘ waren, trotz mancher Fährnisse im Lande und hat jetzt ein auto- und familienbiographisches Erinnerungsbuch nahezu vollendet. In humorvoll etz. etz. Sagen Sie selbst, Väterchen, ist das nicht sympathischer?“

Dass Mann mit dieser Selbstcharakterisierung ein Muster vorgab, auf das allzu viele Biografen und Germanisten nur zu gerne einschwenkten, konnte er nicht ahnen. Galt er schon in der Familie als bürgerlicher Biedermann und in gewisser Weise als aus der Art geschlagen, machte ihn die Mann-Biografik vollends zum Außenseiter. Sein bajuwarisch-krachledernes Naturell mochte für ein paar folkloristische Tupfer im Familienbild gut sein – im Übrigen schien er der näheren Betrachtung kaum wert; allenfalls gehörte er der Vollständigkeit dazu. Wenn es hochkam, erschien dem einen oder anderen Biografen Viktor Manns Familienbildnis „Wir waren fünf“ als Steinbruch nützlich; andere dagegen kühlten nachgerade ihr Mütchen an ihm.

Am weitesten trieb es in dieser Hinsicht Hermann Kurzke. Hatte schon Klaus Harpprecht Viktor Mann zum „bieder-fröhliche[n] Onkel“ erklärt, „den sie allesamt für ein wenig unbedarft hielten“, machte ihn Kurzke nachgerade zum „Idioten der Familie“: (...) menschlich viel zu robust, um zum Literaten zu taugen. Er war Bauer, Corpsstudent, Offizier und Pferdliebhaber, blond, blauäugig und gewöhnlich, innerlich weit entfernt von den Subtilitäten der übrigen Mann-Kinder; nur so wurde es möglich, als Bruder und Onkel von mehreren Ausgebürgerten das Dritte Reich in Deutschland unbeschadet zu überstehen“.

Kurzkes absprechendes Urteil ist nicht anders als gehässig zu nennen. Man mag nicht glauben, dass es auf wirklicher Lektüre von „Wir waren fünf“ beruht; eher lebt es von vorgefassten Meinungen und Vorurteilen. Andere sind diesem Urteil gefolgt, insbesondere aus nachgeborenen Jahrgängen, von denen manche gern zu einem manichäischen Schwarz-weiß-Schema neigen, demzufolge Exil = gut und „Innere Emigration“ = verwerflich gelten.

Nun war Viktor Mann unter den Brüdern zweifellos der robusteste, vielleicht auch – in einem kommunen Sinne – der gesundeste, unkomplizierteste und wohl auch geselligste; kurz einer, der es „mit allen konnte“. Dabei spielte – Mann war ja schon mit zwei Jahren nach München gekommen – das Deftige des bayrischen Volksnaturells eine große, wenn nicht die entscheidende Rolle. Das disponierte ihn, bei aller geistigen Aufgeschlossenheit, bei allem Interesse an Literatur, für eine gewisse Lust am Derben, Realen und Gewöhnlichen. Gewöhnlich – das Wort wurde im Hause Mann gern gebraucht, und zwar abwertend: für Viktor Mann Frau Nelly, und für die andere Nelly, Heinrich Manns zweite Frau, ohnehin. Auch für Viktor stand das Wort gelegentlich bereit. So viel immerhin sei zugegeben: Vom Schlage Thomas Manns, von dem sein Lübecker Mitschüler Korfiz Holm einmal berichtete, er habe gegenüber dem Unfug des Turnens „souverän passive Resistenz“ geübt und Reck und Barren mit Verachtung gestraft – von solchem Schlage war Viktor Mann in der Tat nicht. Schon durch Hobbys wie Reiten und Segeln, in denen sein lebensvolleres Wesen zum Ausdruck kommt, unterschied sich Viktor vom feinsinnig-morbiden Ästhetizismus des Bruders. Viktor Manns Persönlichkeit war, wenn man so will, breiter angelegt; dem „Papierenen“ bei Thomas stand ein Sinn für das Reale gegenüber, ein – um es mit seinen eigenen Worten zu sagen – „Gefühl des Dienstes an der guten Erde“.

Dieser Realsinn hatte seinen Ursprung im münchenerisch-oberbayrischen Wesen, um nicht zu sagen: er rührte „von der Straße“ her. Die Straße – das meint die unfeine, krude Gegenwelt zum herrschaftlichen Elternhaus der Rambergstraße 2 beim Siegestor. Wenn Viktor seinen Gassenfreunden abends Gute Nacht sagte, hatte er „den Schalter umzulegen“ – und dieses „Leben in zwei Welten“ ist recht eigentlich der Schlüssel zu

Manns Biografie. München „leuchtete“ eben nicht nur; es hatte auch seine dunkleren, ordinären – eben: gewöhnlichen Seiten. Jedenfalls bestimmten beide – Bildungsbürgertum *und* Proletariat – das Erscheinungsbild der Stadt mit, sie bedingten und ergänzten sich im selben Maße, wie sie miteinander kontrastierten. Ihre Mischung könnte man in Viktor Mann nachgerade verkörpert sehen – so wie sie auch in Oskar Maria Graf eine enge Verbindung eingingen.

Über all dem „Gewöhnlichen“ kamen Viktor Manns geistige und literarische Bildung freilich nicht zu kurz. Er las immer viel, schrieb recht anständige Aufsätze, führte Tagebuch. Er wuchs mit dem Werk der Brüder auf, war in ihm zuhause und wurde zu eigenem Schreiben angeregt. Von einem Roman ist in seinen Briefen an Weyl die Rede, von Novellen im Stile Alexander Castells und Kasimir Edschmids und manch anderen literarischen Versuchen, die alle verloren gingen. 1919 hatte er sich vom Zeitgeist zu der Anthologie „Aufruhr“ mit Geschichten um Revolution und Rebellion anregen lassen; und schließlich stammt ein halbes Dutzend Drehbücher aus seiner Feder. Diese tat er später als „Filmunfug“ ab. Dazu zählt auch ein Konskript zu einem „Tristan und Isolde“-Film, den er zusammen mit Bruder Thomas schrieb. Und nicht zuletzt unterstreicht die Korrespondenz mit dem Südverlag die literarische Begabung Manns. In ihr pflegt er einen mitunter launigen, ausgelassenen, vielfach ironischen, immer inspirierten Stil mit beträchtlicher Fähigkeit zur einfühlsamen Parodie. Probe gefällig? Wie wäre es mit folgender Probe im Gestus des „Doktor Faustus“-Erzählers Serenus Zeitblom: „Ich überlese das Geschriebene und obgleich es mir, wie ich versichere, zu umfangreich für meinen Geschmack erscheint, setze ich doch die Feder nochmals an, um Vergessenes – vergessen trotz der zu beanstandenden Ausführlichkeit – nachzutragen, nicht ohne mich beim Leser zu entschuldigen, dem möglicherweise schon der Unmut die Stirne bewölkt. Ich fahre also fort (...)“.

Angesichts all dessen gilt es von der Vorstellung Viktor Manns als eines illiteraten Familienmitglieds Abschied zu nehmen. Weder war er der Einzige der Familie Mann, der *nicht* schrieb, noch war er allzu weit vom Stamm gefallen. Johannes Weyl brachte es auf den Punkt: „Sie gehören zum literarischen Familien-Phänomen Mann dazu“. Mochte Viktor Mann auch ein wenig damit kokettieren, „erst mit 57 (...) Unordnung und frühes Leid eines jungen Autoren“ zu erfahren, so empfand es Johannes Weyl umgekehrt als glücklich, dass Manns „literarische Aktivität nicht neuesten Datums“ sei. „Man hat zwar von Ihnen als *homme de lettres* nichts gewusst, aber siehe da, das lag an der Welt und nicht an Ihnen“. Auch der heutige Leser von „Wir waren fünf“ wird kaum auf die Idee kommen zu glauben, dass dieses Buch sein erstes sei.

Dennoch zeigten sich Thomas und Heinrich von Viktors neuerlicher Autorschaft überrascht, als er ihnen – absichtlich spät – von seinem Buchplan Mitteilung machte. „Oh Gott, oh Gott, das wird die maßgeblichste Kritik!“, schrieb Viktor so erwartungsvoll wie ängstlich nach Konstanz, nachdem erste Probekapitel nach Pacific Palisades unterwegs waren. Die Antwort Thomas Manns vom 6. Februar 1948 lautete:

Lieber Vikko!

Deine Memoiren waren freilich eine Überraschung und wir haben uns auf die Schenkel geschlagen vor Erstaunen über die Tücke, mit der Du uns Dein Betreiben bisher ganz verschwiegen hast. Aber uns allen, einschliesslich des alten Heinrich, der sich entschieden beifällig darüber äusserte, hat das bisherige ausgezeichnet gefallen und wir sind ganz beruhigt darüber, dass es ebenso angenehm und erfreulich weitergehen wird. Ich kann mir die Entstehungsgeschichte des Unternehmens nach Deinem Brief sehr gut

vorstellen, und die Art, wie Du es in Angriff genommen hast, ist eine volle Rechtfertigung derer, die Dir dazu rieten. Man könnte es nicht unpräziser, heiterer und sympathischer machen, und familiengeschichtlich gut fundiert ist es auch. Die Abschnitte über Mama sind besonders warm und nett. Nun bin ich neugierig, wie es weitergeht. Es muss sich doch wohl mehr und mehr zu einer in Polling, Weihenstephan, im Felde und in München spielenden Autobiographie zusammenziehen, denn was sollst Du mit uns Brüdern noch viel anfangen? Aber wir werden ja sehen. Dass es ein für viele lesenswertes Erinnerungsbuch werden wird, dessen bin ich sicher. Von der Nazizeit und ihrem Ende zu erzählen, wird ja auch seine Reize haben (...). Herzlich T.

Auch Heinrich Mann zeigte sich überrascht und gratulierte angesichts der „erfolgreichen Schriftstellerei“ des Bruders. Ihm gefalle die „Familiengeschichte (...) bisher aufrichtig (...). Von der Fortsetzung erwarte ich nicht weniger. Alles ist wahr, heiter, anspruchslos, es wird überall willkommen sein (...). Mache mir weiter Vergnügen mit Deinen Denkwürdigkeiten!“

Heinrichs ermunternder Zuspruch kam aus dem Herzen. Das Urteil von Thomas dagegen unterlag beträchtlichen Schwankungen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass diese nicht allein momentanen Stimmungen entsprangen, sondern auch dem Rumor familiärer Gruppendynamik. Bereits anlässlich der Kreuzlinger Begegnung hatte er ins Tagebuch notiert: „Lügen, Vernebelung, erdrückende Umarmung. Alles sehr seltsam“. Auch über die nach und nach zugesandten Kapitel urteilte er uneinheitlich, mitunter herablassend und gelegentlich gönnerhaft. Angesichts erster Proben hatte er noch gemeint, sein Bruder gebe „da etwas sehr Frisches, literarisch überraschend Sicheres, Taktvolles und menschlich Gewinnendes, das am Ende noch (...) seinen Weg in die Welt“ machen werde. Johannes Weyl schrieb er im Herbst 1948, das Ganze werde „gewiß eine reizvolle, sympathische Publikation, zu der ich Sie, glaube ich, beglückwünschen darf“. Und als 1951 in sachlicher Hinsicht Einwände gegen das Buch erhoben wurden, machte sich Thomas Mann zu seinem vehementen Verteidiger: Er nannte das Buch von „tadelloser Zuverlässigkeit dort, wo Viktor mit dokumentarischem Material arbeitet“ und bezeichnete die unbedeutenden Fehlleistungen als „Quisquilien“. Sein Bruder habe ein Buch verfasst, „dessen geistige Anmut viele tausend Herzen gewonnen“ habe und das bleiben werde – „nicht nur als Hilfs- und Hintergrundwerk für alle, die in Heinrichs und meinen Schriften keinen ganz unwerten Beitrag zur Befestigung unserer Epoche im Worte sehen, sondern auch kraft seiner selbst“.

Der Intimität seines Tagebuchs dagegen vertraute Thomas Mann eher Zwiespältiges an. „(...) bedenklich aufgemacht. Immer treuherzig, lieb und gut und peinlich, erzählerisch, wenn es sein eigen Leben gilt, oft ausgezeichnet“, notierte er bei Erscheinen des Buches. Und an anderer Stelle: „Viel heiteres Hin und Her über Vikkos Buch, das in seiner Lügenhaftigkeit, gutmütigen Beschönigung, Selbst- und Familienverherrlichung und dabei Talentiertheit ein ganz kurioser Fall“.

Diese Distanzierung gegenüber „Wir waren fünf“ hat sich die Mann-Forschung, wenn auch in abgestufter Geltung, weitgehend zu eigen gemacht. Eher zurückhaltend sprach Peter de Mendelssohn von einer „in ihren sachlichen Angaben nicht durchweg zuverlässige[n] Familienchronik“ – ein Urteil, dem man mit Blick auf die Idealisierung der Mutter, die Darstellung der politisch-weltanschaulichen Wandlung Thomas Manns oder das beflissene Kleinreden des Bruderzwists eine gewisse Berechtigung nicht absprechen kann. Dass Mann gerade im letzten Punkt stark zu harmonisieren versuchte,

lässt sich mit dem verständlichen Wunschdenken des Benjamins erklären, der hierin unzweifelhaft den Hoffnungen und Wünschen seiner Mutter folgte. Und doch sollte man bei aller berechtigten Kritik nicht vergessen, dass „Wir waren fünf“ kein Sach-, sondern ein Buch der Erinnerung ist. Dies gestand auch Thomas Mann dem Bruder zu:

„Als in jedem Punkte zuverlässiges ‚Quellenwerk‘ für Literaturhistoriker ist es überhaupt nicht gedacht, sondern, wie der Titel sagt, als Bildnis einer Familie, das in allen seinen Grundzügen durchaus wahr ist“.

Wie immer „Wir waren fünf“ in der Familie beurteilt wurde – hinter den Vorbehalten steckte ein grundsätzliches Misstrauen gegen seinen Autor. Es galt der Tatsache, dass Viktor Mann als einziges Familienmitglied in Deutschland geblieben war. Sowohl Klaus als auch Golo Mann mieden ihren Onkel anlässlich ihrer Münchener

Nachkriegsaufenthalte. Auch Erika hegte anfangs starke Ressentiments.

„Selbstverteidigung und Selbsttäuschung“ seien eins im heutigen Deutschland, schrieb sie und übertrug ihre Erfahrungen unbesehen auf Viktor – in ihren Augen ein „ganz typischer kleiner Teutone“, der „die Wahrheit nicht von einem Stück Seife unterscheiden“ könne. Am weitesten in seiner Ablehnung ging Erikas Bruder Golo, der seinem Patenonkel „allerlei Verschönerungen und frohe Erfindungen“ nachsagte. Mehr noch: Er nannte Viktor Mann ohne Belege einen jener Konjunkturritter und Mitläufer, die sich eben noch republikanisch gaben, um sogleich, die alten verachtend, „zu den neuen Herren überzugehen“. Dann fuhr er noch schwereres Geschütz auf:

In der Bayerischen Handelsbank als Diplomlandwirt tätig und dort noch nicht einmal Prokurist, stieg Onkel Viktor nun rasch zum Direktor auf und vertauschte seine bescheidene Wohnung in München-Ost mit einer ungleich eleganteren in Schwabing; ein Aufstieg, welchen er dem Auszug seiner jüdischen Kollegen verdankte“.

In Golos Augen war Viktor „sehr anders geartet, ganz ein Biedermann, und ‚reiner Arier‘ obendrein“. Doch wie glaubwürdig ist Golo Mann selbst? Seine Formulierung „nicht einmal Prokurist“, die eine Karriere Viktor Manns im Nazireich unterstellt, ist jedenfalls unzutreffend; er besaß bereits seit 1928 Prokura, und seine Beförderung zum Abteilungsdirektor erfolgte keineswegs zwischen 1933 und 1945, sondern 1948. Auf solche abträglichen Urteile Golo Manns stützen sich inzwischen auch andere Biografen; so spricht Tilmann Lahme von Viktor Mann als einem „Mitläufer und stille[m] Profiteur“.

Zu all diesen Vorwürfen, lange nach seinem Tod nieder- und von anderen immer neu fortgeschrieben, konnte sich Viktor Mann nicht mehr äußern. Seine Haltung während der Zeit des Nationalsozialismus dagegen hat er in „Wir waren fünf“ ausführlich und durchaus selbstkritisch geschildert. So macht er sich rückblickend selbst den Vorwurf eines allzu unpolitischen Verhaltens, einer schleichenden Gewöhnung an die neuen Zustände sowie der Flucht in Kunst und Literatur. Sie und das Versäumnis, Hitler nicht ausreichend ernst genommen zu haben, ohne im eigentlichen Sinne blind für die kommenden Gefahren gewesen zu sein, seien dafür verantwortlich, dass er schließlich „buchstäblich mitmarschiert“ sei.

Doch die beiden Schlusskapitel seines Buches lassen sich auch apologetisch lesen: In ihnen greift Viktor Mann das Diktum von Thomas dankbar auf, wonach „die Großen (...) aus Heimatliebe“ hätten auswandern müssen; den anderen verdenke er es nicht einmal, „wenn sie in die Zwangsverbände oder sogar in die Partei gegangen sind, um sich zu halten“. Mann war wohl bewusst, weshalb er sich auf das moralische

Entlastungsangebot des älteren Bruders berief: Er parierte damit Vorwürfe, förderndes Mitglied des „Nationalsozialistischen Kraftfahrer-Korps“ und der „Deutschen Arbeitsfront“ gewesen zu sein, letztere eine Scheinvertretung der Arbeitenden, die an die Stelle der aufgelösten Gewerkschaften getreten war.

Indes lag bei keiner der beiden Mitgliedschaften eine bewusste Anbiederungs- oder Anpassungsleistung vor. Manns Beitritt zum Kraftfahrerkorps war in der Hoffnung auf ein Permit für die Schweiz erfolgt, wo er seinen emigrierten Bruder besuchen wollte. Nach Manns eigener Darstellung hatte er die Absicht, „zunächst einmal ‚legal‘ in die Schweiz“ zu reisen, „um dort alles für meinen und meiner Frau Grenzübertritt vorzubereiten und die Frage nach einer neuen Existenz zu klären.“ Erst als mit den Jahren jede Aussicht auf einen Besuch in der Schweiz entfiel, trat Mann aus dem Kraftfahrer-Korps wieder aus.

Näheres über die damals erwogenen Möglichkeiten deutet Mann in seinem Buch an. Danach habe er sich vorstellen können, in der Schweiz in guter Lage – etwa im Simmental – einen Bauernhof zu kaufen, der ihnen allen im Notfall Heim und Nahrung gegeben hätte. Katia Mann tat diesen Gedanken auf ihre Weise als „idiotisch“ ab: ob denn dieser „eselhafte Mensch“ wirklich glaube, dass sie ihre paar Franken in ein so unrentables Objekt stecken würden! Dem herkunftsbewussten Viktor Mann mag bei seiner Idee die Innerschweizer Heimat des Familienzweigs der Marti vor Augen gestanden haben – auf jeden Fall zeigt sie, dass auch ihm zeitweise der Gedanke an Emigration nicht völlig ferngelegen haben kann.

Neben den beiden genannten Mitgliedschaften Viktor Manns gibt es im Bestand des Bundesarchivs Berlin einen Hinweis auf eine weitere – und zwar in der NSDAP. Seit Anfang 1940 wurde Viktor Mann unter der Nummer 8 282 615 als Mitglied geführt. Nach eigener Darstellung war er zusammen mit anderen Angehörigen der betriebseigenen „Werkschar“ vom Obmann auf höheren Befehl kollektiv und ohne Unterschrift zur Aufnahme in die Partei vorgeschlagen worden. In einem Schreiben an die Spruchkammer erklärte Mann hierzu: „Sofort meldete ich mich bei meinem Münchener Vorgesetzten, Oberstabszahlmeister Schmid, dessen Gesinnung ich voll vertrauen konnte, und bat um seinen Rat (...). Meine, von mir nicht beantragte Aufnahme in die Partei sei schon deshalb illusorisch, weil ich bereits im Oktober 1939 eingerückt und vorher auch niemals ‚Anwärter‘ gewesen sei. Ich dürfe mich nur nie u. k. [unabkömmlich] stellen, oder wegen Gesundheit, Beruf etc. aus dem Heeresdienst entlassen lassen, bis es mit dem Krieg und der Partei aus sei (...). Unter keinen Umständen aber solle ich meine mühsam bewahrte Freiheit durch einen offenen Widerspruch aufs schwerste gefährden (...). Tatsächlich wurde ich von der Partei auch vollständig in Ruhe gelassen. Es wurde weder Beitrag noch Vereidigung von mir gefordert, noch erhielt ich ein Mitgliedsbuch“.

Gestützt werden diese Angaben Manns, der vor 1933 zeitweise Mitglied der Demokratischen Partei war, dann aber als Wähler zur SPD tendierte, durch eine eidesstattliche Erklärung des Betriebsratsvorsitzenden. Danach war Mann stets „gegen den Nationalsozialismus eingestellt“ und hat „niemals mit demselben sympathisiert“. Viktor Mann galt denn auch laut Spruchkammerbescheid als „vom Gesetz nicht betroffen“; mehr noch: Durch das „Office of Military Government for Landkreis Miesbach“ wurde ihm bestätigt, dass er als Mitglied der Widerstandsaktion „Freiheitsaktion Bayern“ in Bad Aibling wertvolle Dienste geleistet habe.

„Verwunderlich war es ja“, resümiert Viktor Mann sein ungefährdetes Durchkommen, „daß ein Bruder von gleich zwei ‚Staatsfeinden‘ das Hitlerreich überleben konnte“. Ein wichtiger Grund dafür dürfte in der Protektion durch den Vorstand seiner Bank gelegen haben. Nach eigenen Angaben erfuhr der „harmlose Außenseiter der suspekten Sippe“ zwar Angriffe auf seine Person, wurde als „Halbjude“ und „Bruder zweier ‚Landesverräter‘“ beargwöhnt und erhielt neben Drohbriefen auch Vorladungen zur Gestapo.

Alles in allem hatte das Misstrauen, wie es Viktor Mann nach 1945 selbst aus der Familie entgegenschlug, etwas Zwangsläufiges. Innerhalb der Emigration nährte es sich aus einem generellen Verdacht gegen alle, die im Land geblieben waren. Verstärkt wurde es noch durch Ressentiments der Ewiggestrigen, die sich nun als Opfer fühlten: Sie waren allesamt Verführte und hatten den Kopf hingehalten, während die Emigranten das Geschehen scheinbar von außen wie von einer Loge aus betrachtet hatten. Viktor Mann durchschaute diese Demagogie und wusste, dass „der Blick der Deutschen im Exil die Schande der Heimat schärfer gesehen hatte als wir Wegschauer und Weghörer“. Ob dieser weit verbreiteten Haltung wurde dem Autor selbst bang, was Erfolg und Echo seines Buches anging. „Die meisten Leute kennen bisher nur liebenswürdig-lustige Kapitel und den sehr gelobten Abschnitt von Mamas Tod“, schrieb er Mitte Dezember 1948 nach Kalifornien und befürchtete: „Wenn man aber verschiedenes Anderes lesen wird – Hohn auf innere Emigration, Feststellung der Kollektivschuld, Polemik gegen Selbstmitleid usw. –, wird es an Radau durch den Neo-Nationalismus nicht fehlen“.

Bereits im Dezember 1947 hatte Viktor Mann den ersten Vorabdruck aus seinem entstehenden Buch in Händen gehalten – erschienen in der Monatszeitschrift „Die Erzählung“ des Südverlags. Anfang Oktober 1948 trug er – „mit dem allergrössten Vergnügen!“, wie er schrieb – im Rahmen der „Autorenabende des Südverlags“ im „Deutschen Theater“ in Konstanz aus dem Buch vor, und verschiedentlich las er auch im Rundfunk daraus. In Händen halten konnte er es nicht mehr, und schon gar nicht kam es zum ersehnten Überreichen des ersten Exemplars an Thomas Mann anlässlich dessen zweiter Europareise. Völlig überraschend war Viktor Mann, wenige Tage nach der Bestätigung der ersten Korrekturabzüge, am 21. April 1949 gestorben. „Mein Bestes hat mich verlassen“, stand in der Todesanzeige Nelly Manns. Viktor Mann hatte sich mit seinem Buch im doppelten Sinn des Wortes „ums Leben geschrieben. Er hatte die Arbeit daran völlig unterschätzt, sie war über seine Kräfte gegangen. Bei Thomas Mann löste das Kabel Nelly Manns vom Tod Viktors einen „Schock aus und viel Nachdenken“ über den Tod dieses „Nachkömmlings, der noch nicht 60 war“. Seiner Schwägerin schrieb er: „Ein Jammer (...), daß unser Viko im Augenblick seiner besten Hoffnung, einem neuen Aufblühen seines Lebens entgegensehend, dahingehen mußte – er, der Jüngste von uns Brüdern – Welch unvorhersehbare, schwer annehmbare Fügung! (...) Wer weiß, ob es nicht ein Vorgefühl seines nahenden Endes war, das Viko trieb, dies Erinnerungsbuch zu schreiben, worin er sein liebenswürdiges Wesen befestigt hat und in dem er fortleben wird“.

Beigesetzt wurde Viktor Mann im Grab seiner Mutter Julia und seiner Schwester Carla, die 1910 den Freitod gewählt hatte. Auf der Beisetzungsfeier sprach Johannes Weyl für den Südverlag. Thomas Mann dankte ihm brieflich mit den Worten: „Sehr verehrter Herr Weyl: (...) Ihre Worte haben mich sehr gerührt. Sie hätten schöner und ergreifender gar nicht ausfallen können. Es ist ein grosser Jammer um ihn. Ich bin sicher, dass er sich und Anderen im Leben noch viel Freude gemacht haben würde. Dass ihm wenigstens erlaubt

war, das Buch, das sein liebenswürdiges Wesen so treulich spiegelt, noch zu vollenden, ist, wenn auch kein Trost, so doch ein tröstlicher Gedanke“.

„Wir waren fünf“ erschien im Spätjahr 1949 im Südverlag in einer Auflage von 10.000 Exemplaren und behauptet seither seinen Platz in der Literatur zur Familie Mann. Wenn sein Erfolg in den ersten Jahren auch unter den starken Anfeindungen der Brüder, ja unter deren zeitweisem Boykott durch Leserschaft und Sortiment litt, erfuhr es in der Breite doch freundliche Aufnahme und wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Kritiken lobten die erzählerische Kraft des Autors, seinen Humor und die Begabung für literarische Gestaltung, die sich im Eigenen, Intimen und Familiären ebenso bewies wie in der Zeitgeschichte. Unter dem Eindruck der Goethefeiern, von denen er Ende 1949 soeben heimgekehrt war, lobte Thomas Mann „Wir waren fünf“ als ein Buch, das „seinen Wert behaupten und lesenswert bleiben“ werde. Und er fuhr fort: „Es ist zwar Familiengeschichte und leitet seine Berechtigung und seine Interessantheit gewissermaßen von den namhaften Entwicklungen in dieser Familie ab. Und doch könnte es die Stütze des ‚Sensationellen‘ auch entbehren und ist als individuelles Zeit- und Lebensbild durchaus von unabhängigem, unübertragenem Interesse. Ich wenigstens bin am frischesten unterhalten und freue ich am herzlichsten der natürlich-heiteren und urwüchsigen Darstellungsgabe des Autors, wo die Namhaftigkeit gar nicht im Spiele ist, sondern es einfach um Viktors persönliches Leben geht“.

Der Vortrag wurde am 26. August 2016 im Rahmen der „Wohnzimmerlesungen“ auf der Höri gehalten.